
Eine Ökonomie des Teilens ist überlebensnotwendig – doch sie kann nur jenseits des Kapitalverhältnisses erkämpft werden

Tomasz Konicz

BEACHTENSWERT AN DER DEBATTE um die Sharing Economy ist zuallererst der Umstand, dass es sie überhaupt gibt. Mögen die Begrifflichkeiten, die in dem ziellos mäandernden und wild wuchernden Diskurs verwendet werden, auch verschwommen und vielseitig deutbar sein, so lassen sie allesamt doch einen mehr oder minder ausgeprägten Wunsch nach einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel erkennen. Die Vorstellungen dessen, was eine Ökonomie des Teilens nun ausmachen solle, liegen weit auseinander – vielfach ist es ja den Diskursteilnehmern überhaupt nicht klar, wie stark sich ihre diesbezüglichen Vorstellungen unterscheiden – und werden von dem ökonomischen Interesse einer aufkommenden Sharing-Economy zusätzlich verdüstert, doch rührt der Diskurs nichtsdestotrotz an den Kern kapitalistischer Vergesellschaftung, an die Frage ihrer konkreten ökonomischen Reproduktion.

Und dies ist bekanntlich etwas, was unterm Kapital eine Anomalie darstellt. Das Kapitalverhältnis ist in seinem widerspruchsgetriebenen Expansionszwang totalitär; es zerstört, es marginalisiert oder inkorporiert alles, was sich außerhalb seiner uferlosen und blindwütigen Verwertungsbewegung befindet. Diese historische Tendenz des Kapitals zur Auslöschung und Entwertung aller prä- oder nichtkapitalistischen Momente und Nischen (etwa der ›weiblich‹ konnotierten Hausarbeit und Familienarbeit) haben schon Karl Marx und Friedrich Engels im *Kommunistischen Manifest* auf den Punkt gebracht. Das Kapital lasse »kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch« übrig als das nackte Interesse, als die gefühllose »bare Zahlung«. Das als Kapital fungierende Geld wird zum Selbstzweck, zum fetischistischen Kultus. Mehr noch: Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene entwickelt das Kapital in seiner Gesamtbewegung und in all seinen Aggregatzuständen (Ware, Lohnarbeit, Geld) eine von eskalierenden inneren Widersprüchen angetriebene Eigendynamik höchstmöglicher Verwertung, die ihren Unterhebern, den Marktsubjekten, als eine fremde, naturwüchsige Macht gegenübertritt, ihnen Unterwerfung und Opfer abverlangt. Diese fetischistische Selbstbewegung des Kapitals ist somit keine ›Illusion‹, sondern abstrakt-reelle, in ihren Folgen verheerende gesellschaftliche Dynamik.

ZMK 8|2|2017

Der veröffentlichte Diskurs in den spätkapitalistischen Metropolengesellschaften verläuft folglich in einem engen, wenngleich krisenbedingt langsam erodierenden bürgerlich-neoliberalen Rahmen, jenseits dessen sich ausgedehnte Tabuzonen befinden. Die wichtigste, im Großen und Ganzen immer noch intakte Tabuzone stellt das Kapitalverhältnis selber dar. Die kapitalistische Reproduktion der Gesellschaft mitsamt ihren Institutionen und Vermittlungsebenen – Markt, Staat, Unternehmen, Profit, Lohnarbeit, Justiz, Geld etc. – wird als ›natürlich‹ verstanden. Sie soll Ausfluss des unabänderlichen, natürlichen ›Wesens‹ des Menschen sein. Sie in Frage zu stellen, ist dem neoliberal deformierten Mainstream zufolge genauso sinnvoll wie das Infragestellen der Gravitation. Die Formen kapitalistischer Vergesellschaftung sind infolgedessen immer Voraussetzung, aber so gut wie nie Gegenstand des veröffentlichten Diskurses – etwa während der Eurokrise, als nicht etwa das an seinen inneren Widersprüchen erstickende Kapitalverhältnis selber infrage gestellt wurde, sondern mit den Südeuropäern Sündenböcke aufgebaut wurden, die aufgrund ihrer ›Sünden‹ nun Opfer zu erbringen hatten.

Die Diskussion um alternative Wirtschaftsformen unterscheidet sich somit – all ihren Unzulänglichkeiten und Unklarheiten zum Trotz – grundlegend von diesem neoliberalen Krisendiskurs, der inzwischen offen rechtspopulistische oder gar rechtsextreme Ideologeme und Wahnvorstellungen aufnimmt. Und es ist gerade die offen zutage tretende Krise des Kapitals selber, die nicht nur den irrationalen rechtsextremen Wahn – ähnlich der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre des 20. Jahrhunderts – aufkommen lässt, sondern auch der radikalen Suche nach Alternativen Auftrieb verschafft. Diese ›Anomalie‹, die Debatte um eine Ökonomie des Teilens, verweist vor allem darauf, dass die Vergesellschaftung vermittels des nackten ökonomischen Interesses, vermittels der gefühllosen ›baren Zahlung‹ an ihre Entwicklungsgrenzen stößt.

Hierbei handelt es sich selbstverständlich auch um eine Legitimationskrise, die mit zunehmender Entfremdung immer größerer Bevölkerungsteile vom spätkapitalistischen *business as usual* auch überall dort vonstattengeht, wo die Krisendynamik noch nicht manifest wurde. Der Mensch geht eben nicht auf im Homo oeconomicus, im permanenten Konkurrenzdenken und -handeln, das der Spätkapitalismus seinen Insassen aufnötigt. Es ist gerade die stark ansteigende Zahl arbeitsbedingter psychischer Erkrankungen etwa in der Burnout-Republik Deutschland, die empirisch verifiziert, wie wenig das menschliche Wesen dem kapitalistischen Konkurrenzmonster gleicht, das sich an den ›enger‹ werdenden Märkten zu behaupten hat. Wenn es ein historisch übergreifendes Merkmal des menschlichen ›Wesens‹ gibt, dann ist es seine soziale Anpassungsfähigkeit, die von Kooperation zu extremer Konkurrenz reicht – je nach den Umständen, in denen sich der Mensch wiederfindet.

Die Sehnsucht nach einer grundlegend anderen Form der Vergesellschaftung, die jenseits des marktvermittelten Tauschprinzips angesiedelt wäre, nimmt unzweifelhaft zu. Es ließe sich hier sicherlich auf die frühkindlichen Erfahrungen des unschuldigen Teilens verweisen, auf *einen* verloren gegangenen Urzustand, der in den modernen Marktsubjekten ein »Verlangen nach einer Rückkehr zu einem gemeinschaftlich ausgerichteten Umgang mit Ressourcen, zu freier, nicht am individuellen Vorteil orientierten Kooperation« erweckte, wie es Wolfgang Sützl formulierte.

Indes reicht ein flüchtiger, unvoreingenommener Blick in die Geschichte, um zu verstehen, dass es eher der universelle, permanente Konkurrenzdruck der kapitalistischen Tauschwirtschaft ist, der eine historische, gerade mal rund 300 Jahre währende Anomalie darstellt. Die direkte, unvermittelte klassenspezifische Unterdrückung und Ausbeutung aller früheren Gesellschaftsformationen kannte – aller Brutalität zum Trotz – gerade keinen universellen Konkurrenzdruck innerhalb der jeweiligen Klassen. Im Gegenteil: Oftmals verboten die statischen, religiös konnotierten Fetischsysteme früherer Jahrtausende gerade direktes Konkurrenzverhalten innerhalb der jeweiligen Klassen, wie etwa bei der mittelalterlich-feudalen Zunftgesetzgebung oder dem früh- und hochmittelalterlichen Zinsverbot. Und schließlich galt jahrtausendlang das Teilen landwirtschaftlicher Ressourcen als eine Selbstverständlichkeit – in der Form der Allmende, die nicht zufällig in den jüngsten Diskussionen um ökonomische Alternativsysteme erneut auftaucht. Folglich trat jahrtausendlang der Zustand einer allgemeinen gesellschaftlichen Konkurrenz nur in Ausnahmestationen ein: bei Katastrophen, im kriegsbedingten Chaos.

Die Absurdität spätkapitalistischer Ideologie dürfte nun voll zutage treten: Unterm Kapital werden die verheerenden Folgen einer historisch betrachtet kurzfristigen, instabilen und widerspruchserfressenen kapitalistischen Sozialisation zum unabänderlichen menschlichen »Wesen« verklärt. Die Sharing Economy bricht gewissermaßen mit diesem kapitalistischen Dogma, sie ist Ausdruck einer Sehnsucht nach der Rückkehr zur historischen Normalität, zu einem Zustand, in dem die Menschen nicht als kapitalistisch deformierte »wahnsinnige Raubaffen« (Robert Kurz) agierten. Es ist die – oftmals unreflektierte, oftmals unbewusst schwelende – Sehnsucht nach dem Ausbruch aus der kapitalistischen Dauerkatastrophe.

Andrerseits steht der gesamte Diskurs um eine alternative Ökonomie des Teilens in enger Wechselwirkung mit den wissenschaftlich-technischen Durchbrüchen, die den Siegeszug der Informationsindustrie (IT-Industrie) ermöglichten. Die mit Computern, allgemeiner Digitalisierung und vor allem dem Internet forcierte Revolution der gesamten spätkapitalistischen Gesellschaften bildet die technologische Voraussetzung der Sharing Economy – im Guten wie im Schlechten. Im Diskurs um die Sharing Economy spiegelt sich gewissermaßen die Widersprüchlichkeit

der Folgen des konkurrenz- und marktvermittelten, wissenschaftlich-technischen Fortschritts unterm Kapital. Die wissenschaftlichen Errungenschaften der Revolution der Informationstechnologien könnten Grundlage neuartiger, emanzipatorischer Formen der gesellschaftlichen Reproduktion sein – oder sie dienen dazu, mittels umfassender internetbasierter Prekarisierung, Isolierung und Entrechtung den Lohnabhängigen das spätkapitalistische Leben zur Hölle zu machen.

Um diese Janusköpfigkeit des technologischen Fortschritts im Kapitalismus zu begreifen, der den zentralen inneren Widerspruch des Kapitalverhältnisses bedingt, muss die vorherrschende Tendenz zur Verdinglichung des Denkens aufgebrochen werden. Beim Kapitalismus handelt es sich nicht um einen ewigen, gewissermaßen unverrückbaren Naturzustand, sondern um eine konkrete, instabile, historische Gesellschaftsformation, die seit ihrem gesamtgesellschaftlichen Durchbruch vor rund 300 Jahren von einem Prozess zunehmender Widerspruchs-entfaltung in permanente, blindwütige Expansion getrieben wird. Das Kapital muss expandieren, oder es zerbricht an seinen inneren Widersprüchen, an seiner Tendenz, sich der eigenen Substanz – der wertbildenden Lohnarbeit – zu entledigen. Gewissermaßen flieht das Kapital seit seiner historischen Durchsetzung vor sich selber in immer neue Expansionsschübe.

Dieser Grundwiderspruch der kapitalistischen Produktionsweise entfaltet sich folgendermaßen: Die Lohnarbeit bildet die Substanz des Kapitals, doch zugleich ist das Kapital bemüht, durch konkurrenzbedingte Rationalisierungsmaßnahmen die Lohnarbeit aus dem Produktionsprozess zu verdrängen. Derjenige Kapitalist, der als erster eine Rationalisierungsmaßnahme erfolgreich einführt, kann auf Extraprofite hoffen, solange diese Innovation noch nicht in dem betreffenden Industriezweig verallgemeinert wurde. Zugleich nimmt aber die in dem betroffenen Industriezweig generierte Wertmasse dadurch absolut ab. Marx hat für diesen auto-destruktiven Prozess die geniale Bezeichnung des »prozessierenden Widerspruchs« eingeführt. Dieser Widerspruch kapitalistischer Warenproduktion, bei dem das Kapital mit der Lohnarbeit seine eigene Substanz durch konkurrenzvermittelte Rationalisierungsschübe minimiert, ist nur im »Prozessieren«, in fortlaufender Expansion und Weiterentwicklung neuer Verwertungsfelder der Warenproduktion aufrechtzuerhalten. Derselbe wissenschaftlich-technische Fortschritt, der zum Abschmelzen der Masse verausgabter Lohnarbeit in etablierten Industriezweigen führt, ließ auch neue Industriezweige oder Fertigungsmethoden entstehen.

Aus diesem prozessierenden Widerspruch resultiert somit der berühmte industrielle Strukturwandel – die Fähigkeit des Kapitals, sich immer wieder »neu zu erfinden« –, auf den die bürgerliche Kapitalismusapologetik so stolz ist. Seit dem Beginn der Industrialisierung im 18. Jahrhundert ist die kapitalistische Wirtschaftsweise von einem Strukturwandel gekennzeichnet, bei dem die Textilbranche, die Schwerindustrie, die Chemiebranche, die Elektroindustrie und zuletzt der

fordistische Fahrzeugbau als Leitsektoren dienten, die massenhaft Lohnarbeit verwerteten. Dieser innere, prozessierende Widerspruch des Kapitalverhältnisses wurde gerade durch die IT-Revolution ins Unerträgliche gesteigert. Mit dem Aufkommen der mikroelektronischen Revolution scheiterte der industrielle Strukturwandel ab den 1980er Jahren, in den 1990ern und nach der Jahrtausendwende beschleunigte sich diese Tendenz immer weiter. Diese neuen Technologien schufen ja weitaus weniger Arbeitsplätze, als durch deren gesamtwirtschaftliche Anwendung wegrationalisiert wurden. Die Produktivkräfte sprengen somit »die Fesseln der Produktionsverhältnisse« (Marx) und das Kapital stößt an eine »innere Schranke« (Robert Kurz) seiner Entwicklungsfähigkeit. Das Kapital produziert in seiner Agonie somit eine ökonomisch überflüssige Menschheit – in der Peripherie des kapitalistischen Weltsystems mit seinen »gescheiterten Staaten« ist diese Horrorvision bereits Realität.

Die Sharing Economy muss somit in all ihrer Ambivalenz als ein Krisenphänomen begriffen werden, sie ist Ausdruck der Widersprüchlichkeit des konkurrenz- und marktvermittelten wissenschaftlich-technischem Fortschritts im Kapitalismus. Sie verweist auf die Möglichkeiten einer postkapitalistischen emanzipatorischen Gesellschaft wie auch auf die Gegenwart brutaler Krisenverwaltung. Die IT-Industrie macht die Sharing Economy in zweierlei Hinsicht erst möglich: Sie schafft die internetbasierten Formen des Austauschs und der Kommunikation – und sie erzeugt durch die entsprechenden Rationalisierungsschübe in der warenproduzierenden Industrie die Massen prekär beschäftigter Lohnabhängiger, die sich in ihr durchzuschlagen versuchen. Das Aufkommen einer Debatte um eine Ökonomie des Teilens hat somit auch handfeste ökonomische Gründe, die in der zunehmenden Krisenhaftigkeit des kapitalistischen Systems zu verorten sind.

Die finstere Seite der Sharing Economy kann hierbei auf den Begriff der Krisenverwaltung gebracht werden. In diesem vor allem in den Vereinigten Staaten aufstrebenden Wirtschaftssektor werden neue internetgestützte Formen prekärer Ausbeutung ausgelotet, die zur Etablierung einer regelrechten Elendsökonomie isolierter Arbeitsmarktsubjekte beitragen. Die rasche Erosion der einstmaligen breiten amerikanischen Mittelklasse führt zur Ausbildung einer Klasse von isolierten Tagelöhnern, die ihre Ware Arbeitskraft alltäglich übers Internet feilzubieten haben. Charakteristisch für die Sharing Economy als reaktionäre Form kapitalistischer Krisenverwaltung im Informationszeitalter ist die Kontrolle des Informationsflusses und der entsprechenden Infrastruktur durch das Kapital, während Aufwendungen, Risiken und Kosten weitestgehend auf die Tagelöhner des Internetzeitalters abgewälzt werden, die bei Jobportalen wie *TaskRabbit* und *MetroButler*, MietserVICES wie *Airbnb* oder Beförderungsvermittlern wie *Uber* sich durchzuschlagen versuchen. Das Geschäftsprinzip in der Branche besteht zumeist aus dem Aufbau eines internetbasierten Marktplatzes für Arbeitskraft, Wohnungen oder spezifische

Dienstleistungen. Das Unternehmen kassiert dann bei jeder Transaktion, die über den Marktplatz abgewickelt wird. *TaskRabbit* etwa verlangt von den Tagelöhnern, die Jobs über das Portal ergattern, rund 30 Prozent der Einnahmen. Die Kontrolle der Anbieter – seien es Lohnarbeiter, Wohnungsvermieter oder Taxis – vollzieht sich ganz demokratisch über ein Rating-System, wie es auch bei *Amazon* oder *Ebay* üblich ist.

Der weitest möglichen Abwälzung der Kosten auf die Arbeitskräfte korrespondiert das Bemühen des Sharing-Kapitals, neue Verwertungsfelder zu erschließen. Es ist der von Wolfgang Stützl konstatierte »Traum von der grenzenlosen Ökonomisierbarkeit von allem, was noch nicht Kapital ist«, der die Branche antreibt. Die eigene Wohnung, die zum Hotel mutiert, das Hobby, das zum Job wird, das Auto, das plötzlich als Taxi fungiert – Lebensbereiche und Aspekte, die zuvor nicht der Kapitalverwertung offen standen, sollen nun in Märkte transformiert werden. Auch hierin spiegelt sich nur der Krisenprozess: Das Kapital als prozessierender Widerspruch versucht durch diese innere Expansion, durch die Verwertung der letzten Nischen noch neue Verwertungsfelder zu erschließen, um dem Prozess seiner Entsubstanziierung in der Warenproduktion entgegenzuwirken (es ist die oben erläuterte Flucht des Kapitals vor sich selbst). Dies geht natürlich auf gesamtgesellschaftlicher Ebene nicht auf, da es zulasten der etablierten Geschäftsfelder geschieht (Hotels, Taxiunternehmen, Logistikbranche).

Laut Umfragen haben inzwischen 72 Prozent der US-Amerikaner schon mal eine Sharing-Plattform genutzt, ein gutes Drittel der US-Bürger unter 40 Jahren gab an, mehr als vier solcher Plattformen genutzt zu haben. Diese neu-alte internetbasierte Elendsökonomie, deren sozioökonomische Folgen an die Zustände im 18. Jahrhundert erinnern, wird von ihren Verfechtern und Profiteuren zumeist als ein fortschrittliches, fast schon über den Kapitalismus hinausweisendes Projekt verkauft. Vertreter der Sharing Economy bei den US-Demokraten sprechen gar von einer Demokratisierung des Kapitalismus. Die Apologeten des brutalen Krisenkapitalismus geben somit weite Teile der kapitalistischen Ideologie auf – und sie tun so, als sei bereits eine Alternative in Sicht.

Neben den neuen Unternehmen der Sharing Economy und ihren politischen Claqueuren profitieren von dieser Elendsökonomie vor allem diejenigen, denen schon im Übermaß gegeben wurde. Insbesondere die Vermietung teurer Eigentumswohnungen auf Portalen wie *Airbnb* durch den viel reisenden Mittel- und Oberbau des Managements hat sich als ein profitables Geschäftsfeld erwiesen. Die Sharing Economy verkommt hier zum bloßen Spiegel der Gentrifizierung, wobei Dienstleister wie *Happy Host* den beschäftigten Managern alle Arbeiten bei der Vermietung ihrer Lofts gerne gegen eine Gewinnbeteiligung abnehmen – sie werden dann von prekären Tagelöhnern erledigt, die diese Jobs per Internet ergattern müssen.

Angesichts dieser Realitäten und der luftigen Rhetorik der Apologeten der Sharing Economy verwundert es somit nicht, dass der ganze Diskurs um eine Ökonomie des Teilens von einer geradezu endemischen Unklarheit und Vieldeutigkeit charakterisiert ist. Die Versprechungen, die Ideen von dem, was nun eine Ökonomie des Teilens von dem kapitalistischen *business as usual* unterscheiden sollte, müssen gerade im Unklaren, im Nebelhaften belassen werden. Das Versprechen, es werde anders, darf nicht konkret werden, da jeder konkrete Blick auf die Realitäten der Sharing Economy nicht in eine luftige postkapitalistische Zukunft verweist, sondern in die brutale Vergangenheit des Kapitals. »Das sind Jobs, die zu nichts führen«, erklärte ein Tagelöhner gegenüber dem *New Yorker*, »es fühlt sich nicht nachhaltig an«. Es sei eine »einsame Branche«, da er kaum mit Kollegen in Kontakt komme.

Und dennoch wäre es verkehrt, angesichts dieser Realitäten den gesamten Diskurs aufzugeben und die Suche nach einer postkapitalistischen Ökonomie des Teilens gänzlich einzustellen. Eine Alternative zur kapitalistischen Dauerkrise ist schlicht überlebensnotwendig, da das System – dies müsste angesichts der aktuellen Entwicklungen eigentlich evident sein – seiner destruktiven und widerspruchsgetriebenen Eigendynamik nach in die Barbarei führt. Sozialismus oder Barbarei – dieser Ausspruch Rosa Luxemburgs gewinnt angesichts der aktuellen Verwerfungen brennende Aktualität.

Die Diskussion über Alternativen zum überhandnehmenden Chaos eines in Auflösung begriffenen spätkapitalistischen Weltsystems muss somit in aller Radikalität geführt werden. Und diese Radikalität resultiert nicht aus irgendwelchem Voluntarismus, sondern aus der Tiefe des Krisenprozesses selber. Dies bedeutet vor allem, die Diskussion nicht um die Erringung irgendwelcher Nischen einer Ökonomie des Teilens im falschen Ganzen des Kapitals zu führen, sondern gerade die Herrschaftsverhältnisse im Spätkapitalismus zu reflektieren, die einer postkapitalistischen Ökonomie im Weg stehen. Dann könnte die Debatte um eine Ökonomie des Teilens tatsächlich mehr sein als eine bloße Public-Relations-Kampagne für neue Formen internetbasierter Ausbeutung und Prekarisierung.

Herrschaft unterm Kapital ist subjektlos. Was im Kapitalismus herrscht, ist das Kapital als fetischistische, von einer widerspruchsgetriebenen Eigendynamik besetzte Realabstraktion. Die tiefe Absurdität der fetischistischen Kapitalherrschaft besteht somit darin, dass die Menschen einer blindwütigen, destruktiven Dynamik höchstmöglicher Wertverwertung ohnmächtig ausgesetzt sind, die sie unbewusst in ihrer Funktion als Marktsubjekte hervorbringen. Die gesamte Reproduktion der menschlichen Gesellschaft ist diesem selbstbezügelichen, in der Tendenz auto-destruktiven Prozess uferloser Kapitalakkumulation untergeordnet – der gerade, das ist das Verheerende, von niemandem in seiner Gesamtheit ›gelenkt‹ und ›gesteuert‹ wird. Der kapitalistische Mensch hat seine eigene Gesellschaft nicht unter

Kontrolle, er ist vielmehr ihren Dynamiken ohnmächtig ausgesetzt. Da ist niemand hinter der Kulisse, der die Fäden zieht. Selbst die mächtigsten Politiker und Kapitalisten können sich nur dann weiterhin mächtig fühlen, solange sie an der Optimierung dieses Verwertungsprozesses mitwirken. Aus diesem absurden und dennoch realen Fetischismus subjektloser kapitalistischer Herrschaft resultieren die Gefühle der Ohnmacht, Paranoia und Heteronomie, die im Spätkapitalismus gerade in Krisenzeiten so schnell um sich greifen.

Die notwendige Debatte um eine Sharing Economy kann sich nur dann progressiv entfalten, wenn sie mit einer Reflexion dieses fetischistischen falschen Ganzen einhergeht. Emanzipation ist nur bei Überwindung des Kapitalverhältnisses in seiner selbstbezüglichen destruktiven Gesamtbewegung in allen Aggregatzuständen (Geld, Warenform, Lohnarbeit) denkbar. Das ohnmächtige Ausgeliefertsein an unbewusst hervorgebrachte Prozesse und Strukturen, wie es den Kapitalismus charakterisierte, würde in einer postkapitalistischen Gesellschaft der bewussten Gestaltung der gesellschaftlichen Reproduktion weichen.

Und hier stellt sich dann tatsächlich eine zentrale Frage: Wie teilen? Die bewusste Reproduktion einer postkapitalistischen Gesellschaft müsste im Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Verständigungsprozesses vonstattengehen, in einem offenen, egalitären Diskurs, der – durchaus nicht frei von Spannungen – darüber verhandelt, was produziert wird, wie produziert wird, welche Bedürfnisse befriedigt werden etc. Dies wäre eine bewusste Organisation der gesellschaftlichen Reproduktion, die im Gegensatz zum Fetischismus einer entfesselten, destruktiven Kapitaldynamik stünde. Dies wäre der Ausgang aus der »Vorgeschichte der Menschheit« (Marx).